

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne · Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 5

Wiesbaden, den 4. Mai 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 4. Mai:	Monika
Montag, 5. Mai:	Plus V.
Dienstag, 6. Mai:	Johann vom Lateran
Mittwoch, 7. Mai:	Stanislaus
Donnerstag, 8. Mai:	Michaels Erscheinung
Freitag, 9. Mai:	Gregor von Nazianz
Samstag, 10. Mai:	Antonin

Zweiter Sonntag nach Ostern. Ev. des hl. Joh. 10, 11—16.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, flieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist

und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstall sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden.

Maria, Maienkönigin

Mitten in die Osterzeit fällt der Mai, der in der Liturgie zwar nicht bekannt ist, aber als Volksandacht um so mehr in den Herzen der Gläubigen einen Platz erobert hat. Es ist unnötig, darüber nachzuforschen, wie der Mai zu seiner lebenswürdigen Bedeutung gekommen ist, oder woher die Marienverehrung im Mai ihren Anfang genommen hat, ob von Deutschland oder Frankreich oder sonstwoher. Es genügt zu wissen, daß gegenwärtig in der ganzen katholischen Welt der Mai als Marienmonat gilt und daß von der Kirche diese Verehrung gern gesehen und gefördert wird.

1. Wir können uns Maria nicht vorstellen ohne ihr Kind. Alle Ehre und Auszeichnung, die der Gottesmutter erwiesen wird, ist zurückzuführen auf ihre bevorzugte Stellung im Leben ihres Sohnes. Aus sich ist Maria nichts, alles ist sie durch Jesus, ihren Sohn. Zwar hat sie mit den ihr so reichlich verliehenen Gnaden treu mitgewirkt und sich dadurch persönliche Verdienste erworben. Aber diese Gnaden wurden ihr verliehen in Hinsicht auf ihre bevorzugte Stellung bei der Erlösung.

In der ganzen Fastenzeit wich das Bild Jesu, des „Mannes der Schmerzen“, nicht von unserer Seele. Der ganze Gottesdienst in der Kirche zielte darauf hin, uns Jesus als unseren Erlöser, als unseren Retter aus übergroßer Schuld und zugleich in seiner übergroßen Liebe zu allen Menschen darzustellen. Der Gottesdienst in der Karwoche erreichte seinen Höhepunkt in der ergreifenden Liturgie am Karfreitag. Am Karfreitag und Ostersonntag haben wir Jesus als den Sieger über alle seine Feinde. Er hat das Werk der Erlösung vollbracht, und in Majestät thront er wieder in der Herrlichkeit des Himmels. Nunmehr lenkt die Kirche die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die Freunde und Angehörigen Jesu, die an seinem Leben, an den Werken der Erlösung so großen Anteil haben, um auch sie in unser Interesse zu ziehen und unsern Sinn für sie einzunehmen. Vor allem ist es die Mutter Jesu, Maria, die allerliebste Jungfrau, deren Macht und Einfluß so weit reicht und auf die hinzuweisen, die Kirche sich verpflichtet hält. Maria soll das, was Jesus in den Ostertagen grundgelegt hat, zu erhalten und zu vermehren trachten. Der Mai soll ein Monat der Dankbarkeit für die erhaltene Ostergnade und der Befestigung im Guten sein. Maria zeigt sich im Mai als die lebenswürdige Mutter, deren Willen und Natur uns zu erhalten

wäre keine rechte Mutter und man würde sie für grausam halten, wenn sie ihr Kind, besonders dann, wenn es unglücklich geworden ist, wenn auch aus eigener Schuld, verschmähte, sich nicht seiner annähme. Unserer gütigen Mutter Maria liegt aber nichts mehr am Herzen, als ihre Kinder in der Gnade gefestigt zu sehen. Ihre Kinder sind mit der Ostergnade geschmückt. Manche von ihnen haben es sich zu viel kosten lassen, um zu diesem Schmuck zu gelangen. Sie haben oft große

Maria, Morgenstern,
hell und rein,
hübsch und fein
über allen Sonnenschein!
Ach, wir wandeln in der Nacht
ohne Licht und ohne Wacht.
Laß uns nit,
hör die Bitt,
laß uns nicht aus deiner Acht!
Sieh, wie die Wellen
aufsteigen von dem Grund,
die schon schon allbereit
aufsperrt ihren Schlund,
der Tod vor Augen steht
all Augenblick und Stund. —
Hilf, Maria, hilf behend,
alles Unglück von uns wend,
steh uns bei
allzeit treu
bis an unser letztes End!

Opfer gebracht, um die Sünde aus ihrer Seele zu schaffen, um alles hinweg zu räumen, was dem Seelenschmuck gefährlich werden könnte. Mit großem Wohlgefallen hat Maria diesen inneren Kampf verfolgt und es freudig begrüßt, als dem Kinde das Werk gelungen war. Aber auch weiterhin läßt sie ihr Kind nicht aus der Hand. Wir ganzes Sinnen und Trachten, unsern Kindern zu erhalten.

nach Ostern um Erhaltung der Ostergnade. Wird das umsonst sein? Wird Maria nicht ihren Sohn bestärken, den Bitten ihrer treuen Kinder zu willfahren? Und jene Unglücklichen, die dem Herzen Jesu ganz besonders nahe stehen, und die auch das Herz seiner Mutter in besonderem Maße angehen, die armen Sünder, die Unbussfertigen, werden sie sich dem Einfluß einer so treu besorgten für sie stehenden Mutter entziehen können? Werden sie nicht, von der Gnade überwältigt, reumütig zu den Füßen Jesu niederfallen und Verzeihung erlangen? Maria ist die „fürbittende Allmacht“, wie sie von der Kirche genannt wird, eine Allmacht, die sie nicht aus sich bezieht, sondern die ihr gemäß den Entschlüssen der göttlichen Vorsehung eingeräumt worden ist.

Es ist Tatsache, daß viele Befehrungen erst dann zustande kamen, als Maria, die Zucht der Sünder, mit in das Befehrungswerk einbezogen wurde, als man ihre Hilfe und Mitwirkung in Anspruch nahm. Gleichsam als ob Jesus, der Erlöser, alle Ehre auf seine Mutter ablenken wollte.

So ist also Maria, man möchte sagen, die Vollendung des Erlösungswerkes ihres Sohnes am Karfreitag, die Fortsetzung seiner Heiligkeit durch alle Zeiten. Das, was Jesus unterm Kreuz zu Johannes sagte: Siehe, deine Mutter, wird zur Tatsache, indem Jesus die Gläubigen an seine Mutter weist, wenn sie Gnaden und Hilfe von ihm erwarten.

2. Maria ist unsere Königin. Einer Königin vornehmste Sorge ist es, zusammen mit ihrem königlichen Herrn den Völkern den Frieden zu erhalten. Zur Zeit, als die Völker Europas noch in blutigem Ringen mit einander lagen, hat der Statthalter Christi auf Erden, der heilige Vater in Rom, der Himmelsmutter Maria einen neuen Kranz um ihr Haupt gewunden und ihr den Titel verliehen „Königin des Friedens.“ Der Friede ist nunmehr ins Land gezogen. Die Väter des Friedens sind den Völkern aber noch nicht zu teil geworden, die Nachwirkungen des furchtbaren Krieges verhindern vorerst noch recht stark den Genuß des Friedens. Aber ein Friedensgut kann uns auch jetzt schon zu teil werden, das ist der Friede und das Glück des Herzens, das da besteht in einem Herzen ohne Arg und Trug, das sich mit Gott eins weiß in Glaube und Liebe, in Gabe und Opfer. Schauen wir auf Maria, so fällt uns sofort auf, wie bereitwillig sie von Anfang an die Wünsche des Himmels angenommen hat, so

menschliche Natur gegen die Forderungen des Himmels erhob. Eine Magd fragt nicht, warum muß ich gerade das arbeiten, warum muß ich jenes unterlassen. Es genügt ihr, daß der Herr, der doch einen größeren Einblick in die Weltlage hat, die Arbeit anordnet. Bei der Uebernahme der Gottesmutterchaft kommt ihr auch nicht das leiseste Bedenken, nicht der geringste Einwand. Sie weiß, Gott will es von mir, er wird mir auch das Besten geben.

Gerade so laßt uns denken und handeln, wenn Gott auch von uns Dinge wünscht, die uns schwer ankommen, die aber nicht über unsere Kräfte gehen. Gott kennt uns doch, er weiß, wie weit er zu gehen hat. Selbst wenn wir scheinbar unterliegen, wenn die Verfolgung unsere weltliche Existenz vernichtet und wir körperlich zu Grunde gehen: geistig, seelisch stehen wir doch als Sieger da, wenigstens vor unserm Herrgott, wenn wir wie Maria gedacht haben: Siehe, ich bin dein Diener, o Herr, alles geschehe so, wie du es anordnest. Die Abrechnung über die Geschehnisse dieser Welt erfolgt ja nicht hier, sondern im Jenseits. Diese Abrechnung ist die gerechteste, die man sich denken kann, sie ist zugleich endgültig und kann uns niemals mehr von irgend einer Seite streitig gemacht werden.

Gedenke also, o glütige Jungfrau Maria, der Not deines Volkes, das vor dir steht und fleht, und schenke uns von deinem göttlichen Sohne die wahren Güter des Friedens. Schenke uns ein Herz, das die Sünde haßt und flieht, das Recht und Unrecht zu unterscheiden weiß, ein Herz, das glüht von Eifer für die Ehre deines Sohnes. Reiche uns deine Hand in dem Sturme, der über die Welt dahinhrauscht. Laß uns nicht versinken, sondern führe uns in den sicheren Hafen. Amen. Bre.

Zur Lehr und Wehr

Kämpfe

Unter diesem Titel hat die Schriftstellerin M. Scharlau (Magda Alberti) bei Herder, Freiburg jüngst die Geschichte ihrer Heimkehr zur katholischen Kirche veröffentlicht. Unsere Leser erinnern sich vielleicht des vor etwa 10 Jahren in der Kölnischen Volkszeitung erschienenen Romans „Gesa Blitt.“ Es war die Geschichte einer protestantischen Pfarrersfrau, die große Vorliebe für katholische Dinge und Lehren zeigte, aber keine weitere Gelegenheit fand, mit katholischem Leben und Wirken bekannt zu werden. Sie starb frühzeitig, vererbte aber ihre katholischen Neigungen auf ein Pflegekind, das sie aufgezogen hatte. Dieses Kind fand später tatsächlich den Anschluß an die katholische Kirche. In diesem Roman, der damals großes Aufsehen erregte, hat M. Scharlau einen Teil ihres Lebens gezeichnet. Mit treuerziger Offenheit und lebensvoller Frische zeigte sie uns in ihrem neuen Buche, wie sie die Gnade Gottes endlich in die Kirche führte, trotz übergroßer Schwierigkeiten, die sich gerade ihr, als der Frau eines protestantischen Geistlichen, in den Weg legten. In Norddeutschland in völlig protestantischer Umgebung aufgewachsen, hatte sie begreiflicherweise von vornherein keine Sympathie für die katholische Religion. Hatte sie doch oft das Wort gehört: „Das ist so'n katholisch war'n“, im Sinne von: das ist zum verurteilt werden. Der Pastor, der ihr Konfirmandenunterricht gab, war freigeistig gesinnt und konnte ihr Glaubensleben nicht stärken. In Mel wurde sie auf ihre dringende Bitte von einer katholischen Dame in die heilige Messe mitgenommen. Darüber schreibt sie: Dieser erste katholische Gottesdienst, dem ich in der kleinen Kapelle am Sophienplatz bewohnte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Ich war wunderbar alles mich annutete.

wirkte Verwandung des Priesters, die Weisrauchwolken, deren Duft mir betäubend entgegenstug, und die das kleine Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllende Menge der Andächtigen — das alles hatte etwas so eigenartig Stimmungsvoll Bortisches und zugleich wieder erhebend Erbauliches, daß ich mich tief ergriffen fühlte. Unwillkürlich zog es mich an Frau Volsteins Seite (die Dame, die sie in die Kapelle mitgenommen hatte) auf die Knie; meine Seele versank in einen, ich möchte sagen, traumhaften Zustand, und rasch hatte ich das Fremdsin in diesem Gotteshaus überwunden. Aufmerksam folgte ich der Predigt; von der Messe verstand ich natürlich kein Wort und doch folgte ich mit seltsamer Spannung der heiligen Handlung. Ein sehr lebhaftes Verlangen ergriff mich bei der hl. Wandlung. Ohne daß ich wußte, was das bloßklein bedeute, sagte ich mir, daß es den Höhepunkt des Gottesdienstes bezeichne. Feierlichste Stille ringsum. Alles kniete und betete. Auch ich betete seit langer Zeit zum ersten Male und ich hatte die Empfindung, als ob der liebe Gott selber zu mir spräche.

Ein katholischer Geistlicher, den sie kennen lernte, stärkte ihren Gottes- und Christusglauben, so daß sie vor den Gefahren des Freigeistes innerhalb der protestantischen Kirche bewahrt blieb. Die nüchterne Klarheit dieses Geistlichen, seine ruhige, sachliche Art machten tiefen Eindruck auf sie.

Trotz ihrer Neigung zur katholischen Kirche heiratete sie einen protestantischen Pastor. Als Pfarrersfrau gab sie sich redlich Mühe, fromm zu leben und ein gutes Beispiel zu geben. Vor allem nahm sie sich verlassener und verwahrloster Kinder an, genau so, wie sie es in dem „Gesa Blitt“ geschildert hat. Ihr Mann brachte ihr das „Vater unser“ von Alban Stolz zum Lesen, ebenso las sie Möllers Symbolik, das sie in die Geheimnisse des katholischen Glaubens einführt. Wegen manche katholische Lehren hatte sie noch starke Bedenken, wie die Marien- und Heiligenverehrung, während ihr andere Lehren recht trostreich und ansprechend vorkamen. Als sie der Ankunft ihres ersten Kindes entgegen sah, las sie „Die christliche Mutter“ von Weibichhof Cramer, und schon damals war ihr Wunsch, das Kind, das sie unterm Herzen trug, möge katholischer Priester werden. Man bedenke: Eine evangelische Pastorsfrau wünscht, ihr Kind möge katholischer Priester werden! Es stieß sie ab, daß man in protestantischen Kreisen die katholische Lehre verzerrte, während sie auf dem Aachener Katholikentag, dem sie beizuhnte, nichts von Behässigkeit gegen die Protestanten bemerken konnte. Die „Nachfolge Christi“ und die „Philothea“ wurden ihre Lieblingsbücher. Schön spricht sie über die heilige Messe und das allerheiligste Altarsakrament. „Es geschah ganz von selbst, daß ich mich immer tiefer in den Gedanken gang des heiligen Messopfers hineinzuversetzen suchte und daß, nachdem ich seinen ganzen hohen Inhalt erkannt und mir zu eigen gemacht hatte, ich mir keinen vollkommeneren Gottesdienst denken konnte als die heilige Messe.“

Nach jahrelangen Ueberlegungen und Vorbereitungen galt es endlich den entscheidenden Schritt zu tun, von dem sie immer noch die Rücksicht auf ihren Gatten, dem sie in inniger Liebe zugehen war, zurückgehalten hatte. Endlich gelang es ihr, seine Zustimmung zu erlangen: „So tue, was du nicht lassen kannst. Ich will dir nicht hinderlich sein. Ich habe lange genug mich bemüht, dich vor dem zu bewahren, was in meinen Augen ein Irrweg ist.“ Es war kein Zwang, den sie betrat. Domkapitular Lohmeyer in Dsnabrück wurde ihr geistlicher Führer und nahm sie in die Kirche auf. Auch ihr Sohn ist seiner Mutter gefolgt. Er bereitet sich zur Zeit auf den Empfang der Priesterweihe vor.

M. Scharlau schließt ihre „Erinnerungen und Bekenntnisse“ mit dem ergreifenden Bekenntnis: „Ich bin nicht

Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser, Pfarrer, Begründer eines Instituts für Weltpriester (10. Mai).

Er steht unserer nassauischen Heimat ziemlich nahe. Denn er ist als Pfarrer von Bingen gestorben und hat von da aus auch wohl den Rheingau kennen gelernt. Sein Geburtsland waren aber nicht die Rheinlande, sondern die Diözese Augsburg in Schwaben. Eine tiefe Frömmigkeit und eine Innereichlichkeit zeichnete bereits den Knaben aus. Wie er selber später berichtete, erfreute er sich in seiner Jugend des Umganges Jesu und seiner heiligen Mutter, die ihm in sichtbarer Gestalt erschienen war. Er wollte studieren und Priester werden, fand aber an der Armut seiner Eltern ein großes Hindernis. Nach langen Bitten erlaubte ihm der Vater, nach Augsburg zu gehen, wo er in einer Armenschule Aufnahme fand. Er wurde aber krank und dann nach Hause geschickt. Man sollte er das Schusterhandwerk lernen. Doch zog es ihn bald wieder fort. In Neuburg an der Donau wurde er als Singschüler in ein Stift aufgenommen. Als aber seine Unkenntnis in der Musik offenbar wurde, sollte er wieder fortgeschickt werden. Aus Barmherzigkeit durfte er aber bleiben und arbeitete sich dann durch unermüdlichen Fleiß zum Ersten empor. In Ingolstadt besuchte er die Universität. Er war aber auch da darauf angewiesen, bei wohlthätigen Bürgern Kosttage zu nehmen. Als die Jesuiten sich seiner annahmen und ihm die Kost gaben, erbettelte er weiter für arme Studenten Kosttage, wie denn die hilfsbereite Liebe zum Nächsten ein Charakterzug seines Lebens ist. Ein reicher Student schenkte ihm einst hundert Gulden. Doch da Bartholomäus von einem armen Bürger hörte, der in Not war, schenkte er diesem die ganze Summe. Der in Bayern wütende dreißigjährige Krieg brachte viel Not und Elend nach Ingolstadt. Holzhauser nahm sich nach Kräften der Vertriebenen an. Ob schon er die Zeit außerhalb der Vorlesungen nur dem Gebete und den Werken der Nächstenliebe widmete, machte er doch schöne Fortschritte in der Wissenschaft und wurde Doktor der Philosophie und Lizentiat der Theologie.

Im Jahre 1639 wurde er in Eichstätt zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung fand er in Eichstätt und Ingolstadt. Schon gleich im ersten Jahre seines Priestertums begab er sich an die Ausführung seines schon lange gehegten Planes, dessentwegen er in der Kirchengeschichte bekannt geworden ist: für die Weltgeistlichen das gemeinsame Leben einzuführen. Er meinte damit, die Weltgeistlichen einer großen Stadt etwa, oder auch in vollreicher Gegend auf dem Lande sollten zusammenwohnen und von dort aus die Seelsorge versehen: einmal, weil dadurch das Leben der Priester billiger und von manchen Unbequemlichkeiten und Mißlichkeiten befreit ist, dann aber hauptsächlich deswegen, weil bei dem gemeinsamen Leben eine Art klösterlicher Geist und klösterliches Leben beibehalten werden könne, wodurch das priesterliche Leben der Weltgeistlichen und die Seelsorge nur gewinnen könne. In Ingolstadt fanden sich drei Priester bereit, dieses gemeinsame Leben mit ihm zu führen. Die Sache zerschlug sich aber wieder, und Holzhauser ging nach Salzburg, wo er beim Bischof freundliche Aufnahme und Verständnis für sein Institut fand. Der Bischof übertrug ihm ein Kanonikat in Titimünning bei Salzburg. Hier gründete Holzhauser im Jahre 1640 das erste Haus seiner Einrichtung. Zwei Jahre später wurde er nach St. Johann in Tirol als Pfarrer und Dean berufen. Hier richtete er sofort das Pfarrhaus nach seinem Plane ein. Nach und nach wurde auch in anderen Diözesen sein Institut eingeführt, so in Chur, Augsburg, Eichstätt, Regensburg, Osnabrück, Mainz.

Als sein bischöflicher Vöner in Salzburg starb, erlitt das Werk große Beeinträchtigung. Viele traten aus seinen Häusern aus. Dafür traten aber wieder andere tüchtige Priester ein. Wenn ihr mich heute allesamt verlaßt, so habe er zu seinen Mitbrüdern, „so

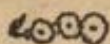
vorher." Auch der Pöpsel erfährt von seinem alten Worte, aber erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1680, erfolgte die kirchliche Gutheißung des Ungemeinens.

Im Jahre 1653 kam der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, auf einer Reise nach Salzburg und lernte hier Holzhauser und sein Werk kennen. Es gelang ihm, Holzhauser zu veranlassen, mit ihm nach Mainz zu gehen. Der Erzbischof übertrug ihm die Pfarrei Bingen am Rhein. „O, wie glücklich bin ich doch“, rief der Kurfürst voll Dank gegen Gott aus, „daß mir der Herr diesen Mann und seine Werkzeuge zugesendet hat. Diese Priester helfen mir zu jener Zuversicht, daß ich getrost vor Gott erscheinen kann.“

Unermüdet arbeitete Holzhauser in der Seelsorge und in der Ausbreitung seines Lebenswerkes. Allein mitten in seiner apostolischen Tätigkeit, nach nur dreijährigem Wirken in Bingen, starb er am 20. Mai 1658. Er hatte ein Alter von nur 45 Jahren erreicht. In der Pfarrkirche zu Bingen wurde er beigesetzt.

Holzhausers Werk, die Vereinigung von Weltgeistlichen, breitete sich in der Folge besonders in der Diözese Mainz aus, dann auch in Polen, Ungarn und Spanien. In Schwaben und Bayern leiteten noch im 18. Jahrhundert Bartholomäus — wie die Priester auch genannt wurden, die nach der Regel Holzhausers lebten — Priesterseminarien. Gegen Ende desselben Jahrhunderts verschwindet in dessen die Einrichtung in der Kirchengeschichte. Später hat man versucht, sie wieder einzuführen, die Versuche sind aber ohne Erfolg geblieben. Aber das Werk Holzhausers, das fromme, heiligmäßige, echt priesterliche Leben des Stiflers, und das, was er und seine Priester in der Seelsorge geleistet haben, soll unvergessen bleiben.

Nicht müßlos werden, wenn Mißerfolge eintreten, immer wieder von vorne anfangen, tun, als ob alles von Gott abhinge, sich nur als das Werkzeug Gottes betrachten, nicht seine Ehre, sondern Gottes Ehre suchen: das ist das Geheimnis des Erfolges.



Das bequeme Gelübde

Am Wege von Büchel nach Nochem stand vor langen Jahren das Hahkreuz. Eine arme, kinderreiche Witwe namens Hah hatte es ihrem Gatten zu Ehren, der hier verunglückt war, errichten lassen. Manches Jahrzehnt stand es da und wurde von den Wanderern fromm gegrüßt. Als es aber schließlich morsch und wackelig wurde, ließ eine Frau aus Büchel es wegbringen. Sie hatte im letzten Winter, als sie das Kreuz in allen Knochen spürte, dem lieben Gott versprochen, das gebrechliche alte Kreuz durch ein weit schöneres zu ersetzen. Einsteifen speiste sie den Ofen mit dem Holz, und ihre betagten Glieder fühlten sich bei der behaglichen Wärme recht wohl.

Es vergingen viele Jahre; ein neues Kreuz wurde immer noch nicht errichtet. Erst als der Tod bei der Frau mit Licht und Husten ankochte, da erinnerte sie sich wieder ihres Gelübdes. Als sie nun über die Ausführung nachdachte, sah sie vor dem Hause ihres Nachbarn ein Eichenstämmchen liegen, das sich für ein Kreuz nicht schlecht zu eignen schien. Sie hat den guten Nachbarn, es ihr zu überlassen. „Es ist für einen guten Zweck“, sagte sie und bekam es umsonst. — Der Frau gegenüber wohnte ein Schreiner. Bei ihm ließ sie das Kreuz anfertigen. Nach ein paar Tagen schon brachte es der geschmeidige Meister und verlangte zwei Taler. „Kannst du es nicht unentgeltlich machen?“ fragte die Frau. „Es ist für einen guten Zweck.“ „Gewiß, gewiß“, sagte der Schreiner, war einverstanden und schlug die zwei Taler auf die Bierische, die er für den Wirt Jappmann in Arbeit hatte. — Der Frau zur Linken wohnte ein Anstreicher. Bei ihm ließ sie das Kreuz streichen, und auch er erhielt nichts für die Arbeit, „denn“

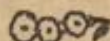
sagte die Stifterin, „es ist für einen guten Zweck, und überhaupt brauchte es ja gar nicht gestrichen zu sein. In zwei Jahren ist die Farbe doch fort.“ — Das fertige Kreuz warf die Frau einem gutmütigen Bauersmann, der gerade vorbeifuhr, auf den Wagen und ließ es durch ihn am Wege aufstellen. — So hatte die Frau ein schönes Gelübde gemacht, aber erfüllt hatten es andere Leute.

Im nächsten Monat März nahm unser Herrgott die Kreuzstifterin zu sich, denn er hatte einiges mit ihr abzumachen. Als sie nun im Jenseits zum Gerichte schritt, da sah sie den Erwigigen mit ihrem Kreuz in Händen auf sie warten. Vor Freude floß sie bei diesem Anblick über. Wie war ihr Kreuz, wie war sie selbst geehrt! Doch ach! Kaum kniete sie vor dem Allerhöchsten, da brach er das schwere Kreuz auf ihre zitternden Schultern. „Nun zieh“, sprach der Richter streng, „zur Hahkreuzflur! Dort trage deine Last bei Winterfroste und Sommerglut. Von deinen Schultern soll sie nicht sinken, bis mir wieder jemand ein Kreuz dort errichtet, selbstlos, opferfroh, wie das erste aufgeschlankt worden war. Von deinem Kreuz will ich nichts wissen!“

So sprach der Herr, und noch heute trägt die Frau auf der Hahkreuzflur ihre drückende Last. Wenn der nässende Winterharm durch die Tannen braust, dann hört der einsame Wanderer deutlich das Klagen und Stöhnen der Unglücklichen. Er beschleunigt schon seine Schritte und atmet erleichtert auf, wenn das Jammern sein Ohr nicht mehr erreicht.

(V. M. Steinmetz im „N. Feuer.“)

Nachsch. Wie viele mögen sich nach dem Krieg ihre Gelübde ebenso bequem machen!



Im Gebetbuchladen

Schau, da steht einer im Buchladen und sucht sich ein Gebetbuch aus. Eine ganze Reihe Gebetbücher hat er vor sich liegen, eins glänzender wie das andere, mit Einband von Kalbs- und Rindsleder, von Zuchten und Schildpatt, von Elfenbein und Zellulose, mit Roschnitt und Goldschnitt.

O wie schwer ist die Wahl! Recht klein und fein muß es sein, niedlich, zierlich und manierlich, nur ja kein Grobmutterandachtsbuch!

Ob er wohl das richtige finden wird, woraus eine liebe Seele Trost schöpft in schwerer Stunde? Ich glaub's nicht. Er denkt ja an nichts als an die Schale. Und der Kern ist doch allein süß und gesund. Was nützt dir denn die schöne Schale, wenn die Nuss taub, verschrumpelt und verkümmert ist?

Nein, auf den feinen Einband kommt's nicht an. Worauf kommt es denn an? Sieh, da mußt du wohl bedenken, wozu dir ein Gebetbuch nützlich ist, wie du es gebrauchen sollst.

Das ist leicht zu begreifen, wenn du nur recht auffassest, was denn beten heißt.

Beten das will sagen: mit Gott still vertraut reden, die ganze Seele zu ihm emporheben in ehrfurchtsvoller Andacht und ihm sagen, deinem guten Vater im Himmel und Jesus, dem lieben Heiland, wie es dir ums Herz ist, ihn loben und preisen und anbeten oder ihm herzlich danken für soviel unsagbar Gutes, das er uns getan hat, oder ihm abbitten die lange Litanei deiner Fehler und Sünden, oder ihm dringend sagen, ach hilf mir doch in dieser Not!

So, das heißt beten. Sag einmal, braucht es denn dazu eigentlich ein Buch? Ich meine nein. Hast du schon ein Kind gesehen, das gut sprechen konnte und das mit seinem Vater nicht zu reden verstand? Oder ein Bettelmann, der nicht seine Sache einbringend vorbringen konnte? Nun also. So ein Kind und ein Bettler ist jeder von uns vor Gott. Was brauchst du da ein Buch?

Aber ja, ich meine, ich höre dich leise seufzen: So wie du's geschickert, müßt ich auch gern reden mit dem guten, großen Gott. Aber oft bin ich vor ihm, als wüßte ich nicht, was ich sagen, so wie ein Lahmer, der gerne

gehen möchte, aber gar keinen Schritt voran kommt.

Da hast du das richtige Wort gefunden. Wie ein Lahmer, der gerne gehen möchte, so sind wir oft vor Gott. Ein Lahmer hat eine Krücke nötig. Und eine Krücke fürs Gebet, das ist dein Gebetbuch.

Wenn es dich huzieht zum Gebet, wenn Gottes Hauch durch deine Seele weht und die Brunnen drinnen rinnen wie im Frühjahr die Quellen, dann laß dein Buch zu und bet aus eigner Herzen.

Und wenn da keine hohen, großen Worte aus deinem Herzen kommen, was schadet's? Einfach und schlicht redet man mit dem Vater.

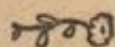
Aber wenn das nicht geht, wenn du kalt und trocken bist, dann — in Gottes Namen — nimm die Krücke, dein Gebetbuch. Bete daraus, aber langsam, andächtig, mit stillem Sinnen und Selbstmitleiden, bete im Herzen nach, was dein Buch vorbetet. Es eilt nicht, es kommt nicht auf die Masse der Worte an, sondern ob deine Seele ihren Gott sucht und mit ihm redet.

Also eine Krücke ist dein Buch. — Aber es ist noch mehr!

So ein Gebetbuch, wenn's das rechte ist, kann ein kostbares Instrument sein, sagen wir eine Geige, dem ein rechter Künstler wunderbare Töne entlockt. Ein solcher Künstler kannst du werden, wenn du aus einem Buch, das ein frommes, heiliges Gemüt geschrieben hat, die Gedanken nimmst und sie gleichsam in deine eigne Seele legst, langsam, nachdenklich — es eilt ja nicht — und wenn du dann abwartest, was deine Seele dazu sagt. So bete einmal die Litanei vom süßen Namen Jesu beschaulich und voll Andacht, Lobspruch um Lobspruch, und du wirst sehen und fühlen, wie ein solches Beten unter Gottes Beistand deine Seele warm und hell und rein macht und wie es dich ergreift, gerade wie wenn du singst: „Deinem Heiland, deinem Lehrer“, oder wenn du zu Weihnachten ein altes liebes Lied hörst oder mitsingst.

Brauchst du dir nun noch zu sagen, welche Eigenschaften ein gutes Gebetbuch haben muß, damit es dir eine gute Krücke ist und eine echte Künstlergeige, aus der dein andächtiger Sinn echte Herzensidone hervorlockt? Das läßtst du nun selber schon: in deinem Gebetbuch muß echte Frömmigkeit sein, echte, markige, männliche Frömmigkeit. Auch von deinem Lieblingsheiligen darf es etwas enthalten, von Sankt Joseph oder Sankt Antonius, oder von der lieben heiligen Elisabeth. Aber die sind nicht die Sonne selbst. Sie sind nur wie der gute Mond, der von der Sonne sein Licht erhält. Dein Gebetbuch ist nicht das rechte, wenn es dich nicht vor allem hinführt zu Gott, zu deinem Heiland im Sakrament, und wenn es dir nicht eine echte Liebe ins Herz gibt zur reinsten Gottesmutter. Kernige Frömmigkeit muß dein Buch enthalten, nicht süßlich-schwärmerisches, was dich vielleicht für einen Augenblick rührt, was dich aber nicht entschlossener macht und stärker zu mühtiger Tat für Gott und deine Seele. Frischer, witziger Morgenwind muß dir da entgegenwehen, so wie du ihn empfindest, wenn du dich vertieft ins Buch der Bücher, in die Heilige Schrift, mit seinen uralten Gebeten, oder in die Nachfolge Christi des seligen Thomas von Kempen.

Aber nun hör auf! Nun weiß ich ja alles. Jetzt laß mich selbst suchen, was für mich paßt. — Nun ja, dann such! Wähle dir ein aus und bete recht fleißig darin, aber vergiß nicht, daß ein Gebet, das Gott liebt, nicht aus dem Buche kommt, sondern aus dem Herzen.



Erwägungen und Anregungen

Man muß die kurze Frist dieses Lebens nach dem Besetze des ewigen Lebens zubringen. (Thoreau.)

Ich halte dafür, man könne nicht glücklicher leben, als indem man besser zu werden trachtet.

Emma und Delphine

4)

Erzählung von Leo Teppe van Heemstede.

(Nachdruck verboten.)

Delphine verbeugte sich wieder mit vieler Grazie, und indem sie ein paar freundliche Worte flüßelte, überflog ein schelmisches Lächeln ihre Züge. Alfred nahm ihre sieben Sachen in Empfang und erfreute sich seiner neuen Bekanntschaft. Unter all' den kleinen Gegenständen, die er auf die Bank neben ihr legte, war auch ein Buch, mit dessen Lektüre sie gerade beschäftigt sein mochte; er hatte den Titel rasch aufgefangen, es war ein englisches Werk über die „Frauenemanzipipation.“

„Ich werde wohl nicht viel zum Lesen kommen“, sagte sie mit einem sehr verbindlichen Lächeln; „wie Papa sagt, werden wir uns viel über unsere Reisen unterhalten können. Es ist immer eine angenehme Ueberraschung, in diesem halbwildem Lande einem gebildeten Menschen zu begegnen.“

„Gefällt Ihnen der Aufenthalt auf Java nicht?“

„O nein, ich möchte, daß dieses Schiff mich geradewegs nach Europa brächte; man wird immer daran erinnert, daß man sich hier auf einer Insel befindet und daß man so weit entfernt ist von der Bühne, auf der die wichtigsten Ereignisse der menschlichen Geschichte abgespielt werden. Man fühlt sich hier noch mehr als in Europa von den strengen Gesetzen gefesselt, die das Handeln und Streben der Frauen einengen.“

„Sie spricht wie ein Buch!“ dachte Alfred, nach einer passenden Antwort suchend, aber noch ehe er eine gefunden, fuhr sie ernsthaft fort:

„Das Leben ist hier so kurz und unbedeutend, der Tag vergeht in Eitelkeit und Eerie, in alleiniger Sorge für die materiellen Dinge.“

„Sag' mal, Rhine, du hast heute morgen noch nicht gefrühstückt“, unterbrach die Stimme ihres Vaters diese Mitteilung, „was meinst du zu einem Brötchen mit Schinken?“

„Danke bestens, Papa, du bist immer so freundlich besorgt. Du denkst auch, daß wir hauptsächlich auf der Welt sind, um für unseren Magen zu sorgen.“

„Das weißt du besser, mein Schatz! Wenn ich so dünke, dann hätte ich dich nicht nach Europa geschickt, sondern daran gewöhnt, Torten zu kneten und Strümpfe zu stopfen, wie Freund Erburg es mit seiner Tochter getan hat.“

„Davon verstehe ich leider nichts, Herr Terleusen, Sie werden mich wohl sehr ungeschickt finden?“

„Im Gegenteil, mein Fräulein, es gibt so viele ausgezeichnete Haushälterinnen in der Welt, daß man sich freut, einmal eine Dame zu finden, die ganz andere Neigungen hat.“

Sie sah ihn davor an.

„O wie freut es mich, daß sie so darüber denken; alle anderen, mit denen ich hier auf dieser unseligen Insel zusammentraf, lachten mich aus oder machten mir Vorwürfe, wenn ich das Bekenntnis meiner Unwissenheit in solchen Dingen ablegte. Aber ist es denn meine Schuld, daß ich ...“ Sie erröthete und schlug die Augen nieder.

„Es sind Eifersüchtige oder Dummköpfe, die so zu dir sprechen“, tröstete sie der Vater mit Eifer, „sie mögen sagen, was sie wollen; ich fordere sie alle heraus, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu schenken, als ich sie dir zu teil werden ließ. Aber du bist blaß heute morgen. Komm, einen Zwieback mit einem Gläschen Madeira!“

„O, Papa, wenn du so wenig mit mir sympathisierst, bei wem soll ich dann meinen Trost suchen? Sprich mir heute morgen nicht von Essen; ich möchte so gerne träumen, daß ich nichts mehr zu genießen brauchte, um fortleben zu können.“

„Ach, das ist stark! Mein Großvater sagt immer: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, und das ist auch meine Ansicht. Ich werde mir lieber etwas zu Gute führen, Herr Terleusen wird dir wohl Gesellschaft leisten.“

„Der gute Papa!“ sagte Delphine mit einem leichten Seufzer, „er ist stolz darauf, daß er mir eine so gute Erziehung gegeben hat, aber er kann nicht einsehen, daß ich dadurch so ganz anders geworden bin, als die übrigen Mädchen. Sagen Sie mir, Herr Terleusen, welche Länder Europas haben Sie längst bereist?“

Am diesem Punkte angelangt, konnte die Unterhaltung zwischen Alfred und Delphine nicht mehr so leicht ins Stocken geraten. So plauderten sie zusammen, bis sie das große Schiff erreichten, in Erinnerung früherer Tage sich verlierend und kaum bemerkend, daß der alte Herr alle Mädchen Delphinens mitgenommen hatte.

Auf dem anderen Schiffe wurde das Gespräch sofort wieder aufgenommen. Doeffeld rauchte seine Zigarre neben ihnen und nistete seine Tochter wiederholt, etwas zu genießen. Sie dankte sich aber standhaft, und Alfred fühlte sich so von ihr angezogen, daß er die Welt darüber vergaß. Endlich erhob sie sich und bat ihren Vater, sie zu ihrer Kajüte zu begleiten.

„Du wirst doch nicht seefrank?“ fragte er.

Der Umflehrende

Du sollst mich doch nicht fangen,
duftschwüle Zaubermacht!
Es stehn mit goldnem Prangen
die Stern auf stiller Wacht
und machen überm Grunde,
wo du verirret bist,
getreu die alte Kunde —
Gelobt sei Jesus Christ!

Wie bald in allen Bäumen
geht nun die Morgenluft,
sie schütteln sich in Träumen,
und durch den roten Duft
eine fromme Lerche steigt,
wenn alles still noch ist,
den rechten Weg dir zeigt —
Gelobt sei Jesus Christ!

(Eigen: orig.)

„Dann mußt du nicht nach unten gehen. Bleib lieber hier!“

Alfred brachte ihr Eau de Cologne. Sie erfrischte ihre Hände und ihre Schläfen und ließ ihren Kopf wie ermattet auf Doeffelds Schulter ruhen.

„Papa“, sagte sie nach einer Weile, „wilst du nicht so gut sein, mir aus dem violetten Täschchen meinen Byron zu holen. Ich glaube, daß etwas Lektüre mich am besten zurechtren wird; dies Buch ist mir für den Augenblick zu schwere Kost.“

Der gute, alte Herr ging gehorsam nach unten und kehrte darauf mit dem gewünschten Buche zurück.

„Soll ich Ihnen etwas vorlesen?“ fragte Alfred.

„Sie sind sehr gütig!“ war die Antwort. So lasen sie und unterhielten sich über die schönen Stellen und bald schien Delphine das Gefühl der Seefrankheit, das sie überkommen hatte, vergessen zu haben. Sie verstand es, Alfred reden zu lassen. Sie selbst sagte nicht viel und sprach fast nie ihre Meinung aus, doch aus ihren Blicken und Gebärden konnte Alfred schließen, daß mehr als die Seele vorging, als sie zu an-

Sie wollte ihm ohne Zweifel nicht von vorn herein ihre ganze Seele erschließen; das ließ sie in seinen Augen noch vollkommener erscheinen. So verfiel der Morgen und die Zeit zum Mittagessen war da.

„Du gehst doch mit zu Tische?“ fragte der besorgte Vater.

„O danke, Papa, ich kann nichts genießen. Eine Zitrone, ein Stückchen Ananas vielleicht, aber etwas anderes ist mir nicht möglich.“

„Komm, komm, es ist nichts besser gegen die Seefrankheit als ein ordentliches Beestee und ein Glas Porterbier.“

„Schon der Gedanke macht mich unwohl, Papa!“

„Nun dann, wie du willst. Kommen Sie, Herr Terleusen, wir denken anders darüber!“

Alfred wäre gerne auf dem Verdeck geblieben, um Delphine Gesellschaft zu leisten, aber er wagte es nicht vorzuschlagen. Am Tische waren seine Gedanken unaufhörlich bei ihr. Er suchte beim Dessert die saftigsten Früchte für sie aus, aber als er wieder oben ankam, fand er sie nicht mehr dort. Sie fühlte sich unbehaglich und wollte den Mitpassagieren den seltsamen Anblick einer kranken Muse nicht gönnen.

4.

Am Abend war das Meer besonders ruhig. Der Mond warf seinen Silberschein über die spiegelglatte Oberfläche, und über die Brüstung vorgebeugt war Alfred in tiefe Träume versunken. Er dachte an Delphine. Was würde Moritz wohl sagen, wenn er diese kennen lernte? War sie nicht das Ideal der Frau, wie er sie sich vorstellte? Liebenswürdig, entwickelt, geistreich und doch so einfach. Sein Onkel selbst würde bekennen müssen, daß ein Mädchen wie Delphine weit über seiner hausbackenen Emma stehe!

„Nicht wahr, es ist, als wenn man die Hand nur ins Wasser zu tauchen brauchte, um sie voll Silber wieder emporzuziehen?“ ließ sich eine Stimme an seiner Seite hören. Er blickte sich um; da stand Delphine in einem lang schleppenden, weißen Kleide, mit einem schwarzen, leichten Tuch achsellos über Kopf und Schultern geschlagen, matt und lustlos auf den Arm ihres Vaters sich stützend. Auch sie schien, wie in Silber gehüllt, einen Lichtglanz zu verbreiten.

„Ja“, sagte er, vergebens nach einer besseren Antwort suchend, „es ist ein herrlicher Abend.“

„Wir wollen ein wenig auf- und nieder-gehen, Papa, es ist, als wenn mein Geist in diesem feenhaften Lichte sich zu neuem Fluge aufschwingen wolle.“

„Sollte es nicht besser sein, Rhinechen, uns ein wenig still niederzulassen? Du bist noch nicht ganz wohl.“

„Nein, Papa, aber du mußt nicht mit mir reden, es ist, als wenn der Geist über mich kommt; laß uns weiter gehen!“

Alfred starrte ihr bewundernd nach; konnte man sich eine schönere und mehr ätherische Gestalt denken? Sie gingen ein paar Mal auf und ab; er sah, wie sich ihre Blide nach oben richteten, wie sich ihre Lippen bewegten. Endlich ließ sie sich in einen Sessel nieder und Alfred trat näher.

„Sie werden mich lächerlich finden“, sagte sie mit gesenkten Augen, „aber wenn die Eingebung kommt, kann ich ihr nicht widerstehen.“

„Aber nun können wir wieder zur Erde zurückkehren, nicht wahr, Rhinechen?“

„Können wir denn nicht aus Ihrem Munde vernehmen, was Sie in dieser Nacht bewegt?“ fragte Alfred etwas pathetisch.

„Nein, es liegt in meinem Kopfe bewahrt, Worte würden die Kraft der Eingebung abschwächen. O, Papa, wären wir nur erst wieder in Soerabaya!“

„Du machst Herrn Terleusen neugierig, liebes Kind!“

„Ist es ein Gedicht?“ fragte Alfred.

Sie verneinte kopfschüttelnd.

„Meine Frage war doch nicht unbescheiden?“

„O nein, aber ich spreche nicht gerne von meinen intimsten, heiligsten Gedanken.“

„Komm nur heraus damit, Rhine, unser Freund darf es wohl hören.“